

JOE  
IDE

THRILLER

SUHRKAMP

Mädchen.«

»Wann ist das passiert, Sir?«

»Vor ein paar Minuten. Ich verfolge den Täter, er entkommt. Fährt in westlicher Richtung auf der Dover Street, hat gerade den Pacific gekreuzt.«

»Haben Sie die Entführung beobachtet?«

»Nein, ich hab's nicht gesehen. Er hat sie mit Chloroform betäubt und in seinen Truck geworfen.«

»Sir, Sie haben gerade gesagt, Sie haben es nicht gesehen.«

»Aber das Chloroform gerochen, wahrscheinlich sind die schon auf seinem Boot.«

»Chloroform riecht nicht – welches Boot?«

»Isaiah!«, schrie Deronda und ließ das Handy fallen.

Urplötzlich kam der Fluss auf sie zu, füllte die gesamte Windschutzscheibe aus. Isaiah schaltete runter, riss das Lenkrad rechts rum, dann wieder abrupt nach links, der Wagen rutschte seitlich auf den Fahrradweg, Isaiah trat aufs Gas, Staub und Schotter spritzten hinter ihnen auf, während sie weiter flussabwärts rasten.

»Wieso bin ich nicht ausgestiegen?«, fragte sich Deronda. »Wieso?«

Der Mercury-Außenbordmotor tuckerte gemütlich, die Hannah M fuhr mit Schrittgeschwindigkeit den breiten grünen LA River hinab. Flussaufwärts war das Wasser zu flach, aber hier in der Nähe des Hafens war gerade genug Tiefgang. Boyd stand auf der Brücke seines Kajütboots. Die Luft breitete eine warme feuchte Decke über sein Gesicht, aber es fühlte sich trotzdem gut an.

Boyd hatte bei seiner Großmutter gewohnt, als sie an Altersschwäche gestorben war. Das Haus war wieder an die Bank zurückgefallen, aber sie hatte ihm ein bisschen Geld in einem Schließfach vermacht. Nicht viel, aber es reichte, um ein gebrauchtes, mehrfach geflicktes Boot mit kaputter Frontscheibe und rostigem Seitendeck zu kaufen. Er liebte es, das Boot war mit Abstand das Beste, was er je besessen hatte. Nick erlaubte ihm, den Anhänger auf dem mit Maschendraht abgetrennten Bereich neben dem Gabelstapler zu parken, so dass er sein Boot nutzen konnte, wann immer er wollte. Den Anhänger ans Wasser zu fahren dauerte überhaupt nicht lange.

Das dünne Mädchen lag unter Deck. Boyd hatte sie auf die schimmlige Matratze gepackt und ihr die Handgelenke, Fußknöchel und den Mund mit Klebeband umwickelt. Sie hatte ein paar Mal gestöhnt, ihr war das T-Shirt über die unglaublich schmale Taille gerutscht. Boyd hatte sich neben sie gekniet, sie atmen hören und gespürt, wie der Bandwurm in seinem Inneren wuchs und sich wand, ihn mit Zorn erfüllte. Fast wäre er sofort über sie hergefallen, aber er beschloss, an seinem Plan festzuhalten.

Die Hannah drehte nach Steuerbord ab. Boyd versetzte sich wieder in die Gegenwart und sah einen Schwarzen in einem grauen Wagen über den Radweg rasen. *Ist das derselbe*

*Mann? Das kann nicht sein.* Boyd steuerte wieder zurück in die Mitte des Flusses und schob den Gashebel vor, der Motor knatterte jetzt lauter, das Boot zog an. Aber der Wagen holte auf und blieb auf gleicher Höhe. *Wer ist der Mann?* Jetzt hatte er den Arm zum Fenster rausgestreckt und zeigte auf etwas – nein, er zeigte nicht, er wackelte wie ein Scheibenwischer mit dem Finger und sagte anscheinend immer und immer wieder dasselbe, man konnte es ihm von den Lippen ablesen: *Tu's nicht. Tu's nicht.* Boyd schob den Gashebel bis zum Anschlag, das Boot machte einen Satz nach vorne, nahm Tempo auf, aber der Wagen blieb dran, sprang über Vertiefungen, wich Radfahrern und Joggern aus. »Wer ist das bloß?«, fragte Boyd.

Boyd wusste, dass der Schwarze schon bald keine Fahrbahn mehr vor sich haben würde. Eine halbe Meile flussabwärts endete der Radweg am Seaside Freeway. Dort würde er ihn abhängen, und dann hatte Boyd es geschafft. Noch ein paar Minuten bis zur Queens Bay Bridge, wo der Fluss breiter wurde, vorbei an den schicken Jachthäfen, dem Leuchtturm und der Queen Mary und weiter in den Long Beach Harbor, die Bojen umschiffen und raus aufs offene Meer, wo selbst der lauteste Schrei der Welt höchstens von den Quallen gehört wurde. Boyd machte sich keine Sorgen, als der Schwarze schneller fuhr und abdrehte. Was konnte er schon machen? Nichts. »Fick dich«, schrie Boyd, formte mit den Händen einen Trichter vor dem Mund. »Fick dich, du Arschloch!«

Boyd ging nach unten und warf einen Blick in die Kajüte. Das Mädchen war immer noch bewusstlos. Gut. Er wollte ihr nicht noch mehr Chloroform geben. Er wollte, dass sie wach wurde. Hellwach. Er grinste, rieb sich die Hände und stellte sich vor, wie er ihr das Klebeband vom Mund reißen und sagen würde, *wach auf, du kleine Schlampe. Jetzt gehörst du mir.*

Isaiah parkte an den Stützpfeilern der Freeway-Überführung. Er sprang aus dem Wagen und rannte zum Kofferraum, zog den Werkzeugkasten beiseite, holte die Leuchtsignale, Kletterausrüstung und die Bodenabdeckung heraus. Eigentlich war hier eine Aussparung für einen Ersatzreifen, aber den brauchte er nicht, er hatte Notlaufreifen drauf. Auf einer alten Decke lagen ein paar Dinge, die Isaiah hin und wieder ganz nützlich fand. Ein Baseballschläger, Handschellen, ein Bolzenschneider, eine Brechstange, ein Kampfstock aus Hartgummi, eine Dose Pfefferspray, stark genug für die Bärenjagd und mit einer Reichweite von über zehn Metern, sowie eine Sap Cap. Letztere sieht aus wie eine ganz gewöhnliche Basecap, nur dass unauffällig Bleikugeln eingenäht wurden. Schlägt man jemanden damit, kann man ihm jeden einzelnen Gesichtsknochen brechen. Und in einem eigenen gelben Plastikbehälter befand sich der Determinator.

»Was ist ein Determinator?«, fragte Deronda.

Boyd hopste vor Freude auf und ab, als der Seaside Overpass in Sicht kam. Er warf die Hände in die Höhe wie Rocky. »Juchuuu!«, johlte er. Er fing an zu zappeln und sich zu

schütteln, als müsste er ganz dringend mal. »Du hast es geschafft, Boyd, du hast es geschafft! Du hast es geschafft, Boyd, du hast es geschafft!« Doch dann verstummte er und sein Gesichtsausdruck verfinsterte sich. »Was denn jetzt?«, fragte er. Der Schwarze und das Mädchen kletterten über die Steine am Ufer, das Mädchen maulte, trug ihre Flip-Flops in der Hand. Der Schwarze schleppte irgendwas. Zu kurz für ein Gewehr und zu dick für eine Pistole. Sah aus wie eine Fugenspritze. Boyd lachte. Na viel Glück damit, du bescheuerter Wichser. Er winkte, als wollte er den Schwarzen vom Flughafen abholen. »Erschieß mich! Erschieß mich doch, du Arschloch! Erschieß mich!«

Mit dem Determinator HX Granatwerfer ließ sich schwer zielen. Er wog knapp drei Kilo, hatte einen Pistolengriff und kam bei ausgefahrenem Schaft auf einen dreiviertel Meter Länge. Der Lauf hatte einen Durchmesser so dick wie eine Dose Tennisbälle. Isaiah lud eine Granate in den Verschluss und verriegelte. Blendgranaten waren der Polizei vorbehalten, aber Feuerwerksgranaten konnte man online bestellen. Isaiah berechnete den Winkel. Das Boot würde direkt vor ihnen vorbeikommen, aber es fuhr schnell, mit angehobenem Bug schob es auf beiden Seiten Heckwellen ans Ufer. Wenn er direkt darauf losfeuerte, würde die Granate an der Frontscheibe explodieren. Der Mann würde sich erschrecken, aber mehr auch nicht. Isaiah musste das Boot zuerst vorbeifahren lassen, um von hinten, hinter die Scheibe und aufs Steuer zu schießen.

Das Boot kam näher, der Motor heulte. Der Mann hatte sich halb umgedreht und die Hose bis auf die Knie heruntergelassen. Er wackelte mit dem Hintern und schrie, erschieß mich, erschieß mich. Isaiah hob den Granatwerfer.

»Wieso schießt du nicht?«, lachte der Mann, während das Boot vorbeiraste. Isaiah drückte ab. Die Granate flog über die linke Schulter des Mannes von hinten an die Frontscheibe und explodierte, rote und weiße Funken sprühten. Der Mann ließ das Steuerrad los und taumelte rückwärts, hielt die Hände vors Gesicht, sein T-Shirt hatte Feuer gefangen, die Hose hing ihm an den Knöcheln. Er fiel, schlug sich das Gesicht an einer Halterung auf. Das Boot drehte bei Höchstgeschwindigkeit Kreise, noch mehr Funken flogen.

»Ist wohl schon der verfluchte vierte Juli«, sagte Deronda.

Der Mann kam wieder auf die Füße, wurde aber sofort über Bord geschleudert. Er schlug und trat um sich, schluckte Wasser, das dank einer Million Abwasserkanäle vergiftet war, tauchte unter und wieder auf, bis er endlich Halt unter den Füßen fand und langsam an Land tapste, sich die Kanalschmiere aus den Augen wischte.

Isaiah rannte mit dem Schlagstock zu ihm. »Wehe, dem Mädchen ist was passiert«, sagte er und dachte daran, was es auch so schon durchgemacht haben musste. Dann zog er dem Kerl den Schlagstock fest über den Kopf, so dass Deronda zusammenzuckte. Er fiel um und ging unter. Isaiah dachte daran, ihn ertrinken zu lassen, packte ihn aber doch am Kragen und zog ihn aus dem Wasser. »Wehe, ihr ist was passiert, hast du gehört?«, sagte

er. »Wehe, ihr geht's nicht gut.«

Zwanzig Minuten später parkten mehrere Streifen- und ein Krankenwagen an der Überführung, ein Helikopter dröhnte über ihren Köpfen. Polizisten standen herum, zeigten auf dieses und jenes und redeten, Boyds Boot war festgemacht und kreuz und quer mit gelbem Absperrband überzogen. Das Mädchen lag auf einer Trage, war bei Bewusstsein, aber sehr mitgenommen, ihr war hundeelend. Ein Sanitäter kümmerte sich um sie.

»Wie heißt du, Kleine?«, fragte der Sanitäter.

»Teresa«, sagte das Mädchen.

»Alles wird gut, Teresa. Ich lege dir jetzt eine Sauerstoffmaske an und ich möchte, dass du ganz tief einatmest, okay?«

Teresa schob die Maske beiseite. »Wo ist mein Handy?«, fragte sie.

Ein Cop ging mit Boyd zum Streifenwagen. Er war mit Handschellen gefesselt, nass wie ein nasser Straßenkötter, hatte keine Hose mehr an, sein T-Shirt hing in Fetzen herunter, er hatte Brandverletzungen im Gesicht und sein Mund war ein blutiger Krater. »Is hab nis getan«, beteuerte er.

»Wem hast du nichts getan?«, fragte der Cop. »Der Kleinen, die du gekidnappt und gefesselt in dein Boot geworfen hast?«

Boyd überlegte, ob er sagen sollte, er habe ihr nur ein bisschen die Gegend zeigen wollen, aber das klang sogar in seinen Ohren bescheuert. »Was is mit dem, der die Bombe auf mis gesossen hat?«, fragte er.

»Du meinst den, der die Bombe auf dich geschossen und die Kleine gerettet hat, die du mit deinem Boot gekidnappt hast? Halt die Fresse und steig in den Wagen.«

Terasas Vater Nestor traf ein. Teresa erzählte ihm, in der Nähe des Ladens habe ihr jemand etwas Feuchtes aufs Gesicht gedrückt und als sie aufwachte, sei sie auf einem Boot gewesen und der Schwarze da habe sie gefragt, ob ihr was fehle.

»Hat er was gemacht, du weißt schon?«, fragte Nestor.

»Nein, Dad, du verstehst mich nicht. Der hat mich nicht gekidnappt, der hat mich gerettet. Das ist der Gute.« Teresa erzählte Nestor, der Schwarze habe sie an Land getragen, sie hingelegt und ihr gesagt, sie solle tief durchatmen. Als sie wieder sitzen konnte, ohne sich an ihm festzuhalten, meinte er, die Polizei würde gleich kommen. Dann ist er mit einem Mädchen in seinen Wagen gestiegen und weggefahren.«

»Er ist einfach weg?«

»Hab ich doch gerade gesagt, Dad.«

Nestor fragte sich, wieso der Mann nicht geblieben war und sich als Held hatte feiern lassen, er wäre bestimmt in die Zeitungen und ins Fernsehen gekommen. Nestor würde ihn ausfindig machen und sich persönlich bei ihm bedanken. Ein Schwarzer, der mit

Granaten auf Menschen schoss, konnte nicht so schwer zu finden sein. Nestor beschloss, Teresa ein oder zwei Tage lang Ruhe zu gönnen und sie dann zu fragen, was sie in der Nähe dieses Ladens zu suchen hatte, der gar nicht auf ihrem Nachhauseweg lag und wenn sich herausstellte, dass sie wieder zu Ramon, diesem *pendejo*, hatte gehen wollen, würde er ihr das Handy abnehmen.

Isaiah trug Margaret durch die Lobby zu den Fahrstühlen, ein paar Leute warteten dort bereits. Niemand lächelte oder sagte etwas. Heutzutage liefen zu viele Irre herum, vielleicht war sie ja seine Freundin.

Flaco war jetzt bei der Physiotherapie. Auf der Fahrt nach oben beschloss Isaiah, Deronda wirklich mit Blasé zusammenzubringen. Vielleicht konnte er ihr einen Auftritt in einem Video verschaffen und wer weiß, vielleicht würde sie ja entdeckt werden und ins Fernsehen kommen. Schließlich war das alles sowieso nur Glückssache. Wie mit dem dünnen Mädchen, das ausgerechnet in dem Moment bei Beaumont vorbeigelaufen war, als er aus dem Laden kam. Wäre er eine Minute länger dringeblichen, wollte er sich gar nicht vorstellen, was sie hätte durchmachen müssen. Sie hatte einfach Schwein gehabt und er vielleicht auch. Wenn man so tief in der Schuld anderer stand wie er, rechnete man nicht unbedingt damit, vom Glück verfolgt zu werden.

Isaiah war schon hundert Mal im Krankenhaus gewesen, aber immer hatte es einen Moment gegeben, in dem er überlegt hatte, lieber später noch mal wiederzukommen oder gar nicht, aber wozu sollte das gut sein? Er konnte nirgends hin, es gab keine Straße, die ihn weit genug wegführte und keinen Jet, der schnell genug flog, um ihn von seiner Vergangenheit zu befreien. Er wünschte, er wäre wie Dodson und könnte einfach weitermachen, als wäre nichts geschehen.

Seit dem Krieg hatte Isaiah Dodson zweimal gesehen. Zum ersten Mal auf Moziques Beerdigung. Zum zweiten Mal, als er spät nach Hause gekommen war, ein Streifenwagen mit Blaulicht vor dem Haus gestanden und Dodson auf dem Bordstein gesessen hatte, die Hände auf dem Kopf, die Finger ineinander verschränkt. Ein Polizist hatte den Wagen durchsucht, ein anderer in sein Funkgerät gesprochen. Dodson regte sich auf. »Überall laufen Terroristen und Serienmörder herum und ihr Wichser habt verdammt noch mal nichts Besseres zu tun, als einen gesetzestreuen Bruder auf dem Weg zu einem Bewerbungsgespräch zu filzen? Ja, ich weiß, es ist ein Uhr morgens, glaubt ihr, Nigga haben keine Uhr? Ich tu was? Ich rieche nach Marihuana? Wisst ihr das auch ganz bestimmt? Seid ihr in Wirklichkeit Drogenhunde und verkleidet euch bloß als weiße Wichtigtuere? Ja, ich habe kürzlich erst eine Strafe in einer Justizvollzugsanstalt abgesessen, aber was hat das damit zu tun? Jetzt bin ich draußen und ich habe diese Art von Schikane nicht verdient. Ich hab der Gesellschaft zurückgezahlt, was ich ihr schulde.«